

Nr. 102. Bromberg, den 14. Oktober 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(22. Fortsetzung.)

Das letzte Wort der Grabrede war verklungen, die letzte Scholle auf Fritz Nettenmairs Sarg gefallen, die Leidtragenden waren heimgekehrt; es war Nacht geworden und wieder Tag, und wieder Nacht geworden und wieder Tag und Nacht; andere Dinge hatten Fritz Nettenmairs Unglücksfall aus dem Munde der Stadt verdrängt und noch andere diese. Auf sein Grab war ein Stein gesetzt und darauf sein ehrlicher Tod nochmals vom Bildhauer bescheinigt und der vergeßlichen Nachwelt mit Meißelstreichen eingeschärft worden. Man sollte meinen, die düstere Wolke über dem Haus mit den grünen Fensterladen müßte sich in dem Wetterschlag entladen haben, der den älteren Sohn vom Turmdache von Sankt Georg auf das Straßenpflaster niedergeschmettert, und das Leben darin nun so heiter sich gestalten, als sein äußerer Anblick verspricht. Ja, man konnte es meinen, wenn man die junge Witib oder ihre Kinder sah! Die drei schnellkräftigen Wesen hoben die niedergedrückten Köpfchen wieder, sobald die Last entfernt war, die sie niedergedrückt. Die junge Witib sah nicht aus, als wäre sie schon Frau, noch weniger, als wäre sie schon eine unglückliche gewesen; sie erschien von Tag zu Tag mehr ein bräutlich Mädchen oder eine mädchenhafte Braut. Und sollte sie nicht? Wußte sie nicht, daß er sie liebte? liebte sie ihn nicht? Mußte sie nicht das Necken Dritter darauf bringen, fiel es ihr auch selbst nicht ein, daß ihre Liebe nun eine erlaubte war? Wie oft mußte sie sich fragen lassen, ob sie schon an ihrer Ausstattung nähe? die Kinder fragen hören, ob ihnen ein neuer Papa auch recht sei? Konnte sie anders darauf antworten, als mit stummem Erröten und indem sie rasch von etwas anderem zu sprechen begann? Und so machen es bräutliche Mädchen und mädchenhafte Bräute; das weiß jeder. Und die Heirat war so natürlich, ja nach den hergebrachten Begriffen so notwendig, daß die Ernsteren und die über das Necken hinaus waren, dies unausgesprochen voraussetzten und es eben deshalb nicht aussprachen, weil es sich ihnen von selbst verstand. Auch der alte Herr ließ es in seiner diplomatischen Art zu reden an dergleichen Andeutungen nicht fehlen. Christiane sah den Mann, von dem die Leute meinten, er könne, ja er müsse sie heiraten, noch immer hoch über sich; es war ihr in dieser Beziehung, wie in allen, Bedürfnis, Pflicht und Wollust, sich in seinen Willen zu ergeben, den sie den reinsten und den heiligsten wußte. Wenn sie trotz dieser Ergebung Wünsche und Hoffnungen nährte, wer wird es nicht natürlich finden? wer möchte es ihr verdenken?

Der alte Herr war überzeugt, hätte er das Regiment behalten, es wäre alles anders gekommen. Hatte er doch, was Apollonius verdorben, noch zu dem besten Ende geführt, das möglich war. Die Not hatte ihm das Heft noch einmal in die Hand gedrückt und er wollte es nicht wieder fahren lassen. Die durch den glücklichen Erfolg erhöhte Meinung von sich hatte ihn vergessen lassen, daß er schon zweimal zu der Einsicht gezwungen worden war, eine Leitung im blauen Rocke sei nur dann möglich, wenn man nicht mit fremden Augen sehen müsse. Er sollte es zum drittenmale erfahren. Es war kein Wunder, daß er Apollonius' seitherigem Handeln falsche Beweggründe unterlegte. Schon als er sich der Tüchtigkeit des Sohnes gefreut hatte, war ihm zugleich die Furcht gekommen, die Valentins Geständnis der Verschweigung ihm zur Wahrheit machte. Er sah hinter der vorgegebenen Schonung des Sohnes um so natürlicher Eigenmächtigkeit und die Lust, ein verdecktes Spiel zu spielen, als er ihn dabei nur an dem eigenen Maßstabe maß. Es war das Nächstliegende, daß er in dem Sohne die eigenen Neigungen voraussetzte. Schon damals hatte er mit einer Art Eifersucht empfunden, daß er selbst der tüchtigen Jugend des Sohnes gegenüber in seiner Blindheit nichts mehr war und nichts mehr konnte. Der Argwohn, den seine Hilflosigkeit ihn gelehrt, mußte ihm sagen, daß Apollonius trotz seines mühsamen Verbergens dahinter gekommen war, und so sah er auch die Verachtung mit unter den Beweggründen von des Sohnes Handeln.

Seit, in der Nacht vor seines älteren Sohnes gewaltsamem Tode, Herr Nettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geschäftes getreten war, berichtete ihm Apollonius täglich über den Fortgang der laufenden Arbeiten und holte seine Befehle ab. Ist eine Arbeit einmal in ihr Geleis gebracht, dann führt sie sich selbst und es bedarf von seiten des Leitenden nur Beaufsichtigung und gelegentliches Antreiben. Soll aber eine neue unternommen werden, dann gilt es die Geleise erst zu suchen, in denen sie laufen kann, und aus diesen wieder das kürzeste, das am sichersten und gewinnvollsten zum Ziele führende auszuwählen. Der Arbeitgeber erschwert oft die Aufgabe, indem er selbst mit hineinsprechen will, oder besondere Nebenwünsche hat, die der Meister zugleich miterfüllen soll. Ort, Zeit und Material machen ihre Selbständigkeit und Eigenartigkeit geltend. Nicht jede Arbeit kann man jedem Arbeiter anvertrauen; über der neuen darf der Meister nicht die bereits laufenden vergessen. Wahl, richtige Anstellung und Verteilung der Kräfte haben ihre Schwierigkeit. Entfernung, Wetter sprechen dann auch ihr Wort dazu. All das will überwunden sein, und so überwunden, daß neben dem Wunsche und dem Vorteil des Baugebers auch Handwerksehre und Vorteil des Meisters nicht ins Gedränge gerät. Dazu braucht's offene, klare Augen von raschem Überblick, der sich nichts entgehen läßt. Daß Apollonius diese besaß, erkannte der alte Herr schon in dessen erster Meldung. Diese betraf eine besonders schwierige Aufgabe. Apollonius stellte sie ihm mit solcher Klarheit dar, daß der alte Herr die Dinge mit leiblichen Augen zu sehen glaubte. Es war ein Fall, in welchem den alten Herrn seine Erfahrung im Stiche ließ. Apollonius machte er keine Schwierigkeit. Er zeigte drei, vier verschiedene Wege, ihm gerecht zu werden, und setzte den alten Herrn in eine Verwirrung, welche dieser kaum zu verbergen wußte. Über die knöcherne Stirn unter dem deckenden Augenschirm zog eine wunderliche wilde Jagd der widersprechendsten Empfindungen, Freude und Stolz auf den Sohn, dann Schmerz, wie er selbst nun doch nichts mehr konnte. Dann Scham und Zorn, daß der Sohn das wußte und über ihn triumphiere; Lust, ihn zu bändigen und ihm zu zeigen, daß er noch Herr und Meister sei. Aber wenn er sich durchsetzen wollte: würde der Sohn gehorchen? Er konnte nichts Besseres ersinnen, als der Sohn ihm vorgelegt hatte; befahl er etwas anderes, so bestärkte er den Sohn in seiner Nichtachtung; und der gab sich das Ansehen, des Vaters Befehl zu vollziehen; und tat doch, was er selber wollte. Und er konnte das nicht hindern, ihn nicht zwingen. Er mußte ja glauben, was der Sohn und was die Leute ihm sagten. Hatte er nicht anderthalb Jahre lang glauben müssen, was der Sohn ihm sagte, und die Leute hatten dem Sohne geholfen? Und stellte er einen Fremden dem Sohne zum Beobachter; war er der Treue des Fremden gewiß? Und wenn er das sein konnte, stellte er nicht selbst dann erst seine Hilflosigkeit insLicht, daß die ganze Stadt erfuhr,

er war ein blinder Mann, der nichts mehr war und nichts mehr konnte, und mit dem man spielte, wie man wollte? Es blieb ihm kein Mittel, auch nur den Schein des Regiments beizubehalten, als seine diplomatische Kunst. Mit grimmvoller Stimme gab er nun Befehle, die eigentlich unnötig waren, weil sie Dinge betrafen, die sich von selbst verstanden und ohne Befehle getan worden wären. Bei neuen Arbeiten, die erst in Gang gebracht werden mußten, mißbilligte er mit Zorn die Vorschläge Apollonius; und der Befehl, den er endlich gab, lief doch in der Hauptsache auf die Annahme des Vorschlags hinaus, der Apollonius als der zweckmäßigste erschienen war. Hintennach stellte er sich bei sich selber nach Möglichkeit wieder her; er fand etwas aus, das er für klüger hielt, als den Vorschlag Apollonius; war er überzeugt, daß, wenn er nur sein Gesicht noch hätte, alles doch noch ganz anders gehen würde, dann konnte er sich der Freude und dem Stolz über die Tüchtigkeit des Sohnes ungehindert hingeben, bis er wiederum in die zornige Notwendigkeit versetzt wurde, seine diplomatische Kunst anzuwenden. Apollonius ahnte so wenig von dem Zwang, den er, ohne zu wollen, dem alten Herrn auflegte, als von dessen Stolz auf ihn. Ihn freute es, daß er dem Vater von den Geschäften nichts mehr verheimlichen mußte und daß sein Gehorsam der Erfüllung seines Wortes nicht im Wege stand. Auch von dieser Seite her wurde der Himmel über dem Hause mit den grünen Laden immer blauer. Aber der Geist des Hauses schlich noch immer händeringend darin umher. So oft es zwei schlug in der Nacht, stand er auf der Emporlaube an der Tür von Apollonius' Stübchen und hob die bleichen Arme wie flehend gegen den Himmel empor

---

Apollonius hielt sich, war er daheim, noch immer zurückgezogen auf seinem Stübchen. Der alte Valentin brachte ihm das Essen wie sonst dahin. Es konnte das nicht wundernehmen. Das Geschäft hatte sich unter seiner fleißigen Hand vergrößert. Es wollte gegen früher mehr als doppelt soviel geschrieben sein. Der Postbote brachte ganze Stöße von Briefen in das Haus. Dazu hatte Apollonius in der letzten Zeit das vorteilhafte Anerbieten des Besitzers angenommen und die Schiefergrube gepachtet. Er verstand von Köln her den Betrieb des Schieferbaus und hatte sich einen früheren Bekannten von daher verschrieben, den er des Faches kundig und im Leben zuverlässig wußte. Seine Wahl erwies sich geraten; der Mann war tätig; aber Apollonius erhielt trotzdem durch die Pachtung einen bedeutenden Zuwachs von Arbeit. Der alte Bauherr sah ihn zuweilen bedenklich an und meinte, Apollonius habe doch seinen Kräften zu viel vertraut. Der jungen Witib fiel es nicht auf, daß Apollonius nur wenig in die Wohnstube kam. Die Kinder, die er öfter zu sich rufen und kleine Dienste verrichten ließ, wobei sie lernen konnten, unterhielten den Verkehr. Und sie konnten bezeugen, daß Apollonius keine Zeit übrig hatte. Sie selber war desto öfter auf seiner Stube; doch nur, wenn er nicht daheim war. Sie schmückte Türen und Wände mit allem, was sie hatte, und wovon sie wußte, daß er es liebte, und hielt sich ganze Stunden lang arbeitend da auf. Aber auch sie bemerkte die Bläße seines Angesichts, die jedesmal gewachsen schien, seit sie ihn nicht gesehen. Wie sie nun ganz sein Spiegel geworden war, spiegelte sie auch diese Bläße zurück. Sie hätte ihn gern erheitert, aber sie suchte seine Nähe nicht. Ihr schien, als ob ihre Nähe das Entgegengesetzte von dem auf ihn wirke, was sie zu wirken wünschte. Er war immer freundlich und voll ritterlicher Achtung gegen sie. Das beruhigte sie wenigstens über die Furcht, die ihr bei seinem Sichzurückziehen von ihr am nächsten lag. Wie sie alle Tugenden, die sie kannte, in ihn hineingestellt wie in einen Heiligenschrein, hatte sie, die ihr die erste von allen war, die Wahrhaftigkeit nicht vergessen. Und so wußte sie, er zwang sich nicht, ihr Achtung zu zeigen, wenn er sie nicht empfand. Er scherzte selbst zuweilen, besonders, sah er ihren Blick ängstlich auf seinem immer bleicheren Gesichte haften; aber sie merkte, daß trotzdem ihre Gesellschaft ihn nicht heiterer, nicht gesunder machte. Sie hätte ihn gern gefragt, was ihm fehle. Wenn er vor ihr stand, wagte sie es nicht. Wenn sie allein war, dann fragte sie ihn. Ganze Nächte sann sie auf Worte, ihm das Geständnis abzulocken, und sprach mit ihm. Gewiß! hätte er sie weinen gehört, gehört, wie immer süßer und inniger sie schmeichelte und bat, die süßen Namen gehört, die sie gab, er hätte sagen müssen, was ihm fehlte. Ihr ganzes Leben war dann auf dem Wege zwischen Herz und Mund; trat es ihr einmal ins Ohr, hörte sie, was sie sprach, dann errötete sie und flüchtete ihr Erröten vor sich selbst und der lauschenden Nacht tief unter ihre Decke.

Dem alten braven Bauherrn vertraute sie ihre Sorge an. „Ist's ein Wunder", sagte der eifrig; „wenn einer anderthalb Jahre lang den Tag sich über Gebühr anstrengt und die Nacht bei Büchern und Briefen aufsitzt? Dazu die immer steigende Sorge durch den — Gott verzeih's ihm, er ist tot, und von den Toten soll man nichts Böses reden — durch den Bruder; am Ende noch der Schreck, der mich drei Tage krank gemacht hat, über den — und wenn seine Witwe dabei ist — ich hab' ihn nie besonders leiden können und zuletzt am wenigsten. So ist die Jugend. Ich hab' ihn hundertmal gewarnt, den braven Jungen. Und nun noch den vermaledeiten Schieferbruch! Ei was Gewissenhaftigkeit! Das ist keine, die nicht an die Gesundheit denkt!" Der alte Bauherr hielt der jungen Witib eine ganze lange Strafpredigt, die einem galt, der sie nicht hörte. Dann kamen sie überein, Apollonius müsse einen Doktor annehmen, woll' er oder nicht; und der Bauherr ging auf der Stelle zu dem besten Arzte der Stadt. Der Arzt versprach, sein möglichstes zu tun. Er besuchte auch Apollonius, und dieser ließ sich des Arztes Bemühungen gefallen, weil die es wünschten, die er liebte. Der Arzt fühlte den Puls, kam wieder und wieder, verschrieb und verschrieb; Apollonius wurde nur noch bleicher und trüber. Endlich erklärte der tüchtige Mann, hier sei ein Übel, gegen welches alle Kunst zu kurz falle. So tief hinein, als wo diese Krankheit sitze, wirke keins von seinen Mitteln.

Apollonius hatte deshalb den Arzt sich verbeten. Er hatte das wohl gewußt: für seine Krankheit gab es keinen Arzt. Wo der Bauherr die Ursache davon suchte, lag sie nur zum Teile. Die Überanstrengung hatte bloß den Boden für die Schmarotzerpflanze bestellt, die an Apollonius' innerem Lebensmark zehrte. In Gemütsbewegungen lag ihr Keim, aber nicht in denen, die der Bauherr wußte. Nicht in dem Schrecken über des Bruders Unglück, sondern in dem Zustande, worin der Schreck ihn traf. Die ersten Zeichen der Krankheit schienen körperlicher Natur. In dem Augenblick, wo der Bruder neben ihm vorbei in den Tod stürzte, hatten die Glocken unter ihnen zwei geschlagen. Von da an schreckte ihn jeder Glockenton. Was ihm schwerere Besorgnis erregte, war ein Anfall von Schwindel. Aller Schrecken jenes Tages hatte ihm die Unruhe nicht verdunkeln können, die ihn nicht losließ, wenn er eine Ungenauigkeit an einer Arbeit gefunden, bis sie beseitigt war. Jeder Glockenschlag, der ihn erschreckte, schien ihm eine Mahnung dazu. Schon den andern Morgen öffnete er, die Dachleiter in der Hand, die Ausfahrtür. Es war ihm schon aufgefallen, wie unsicher sein Schritt auf der Leitertreppe geworden war; jetzt, als er durch die Öffnung die fernen Berge, die er sonst kaum bemerkte, sich wunderlich zunicken sah, und der feste Turm unter ihm zu schaukeln begann, erschrak er. Das war der Schwindel, des Schieferdeckers ärgster, tückischer Feind, wenn er ihn plötzlich zwischen Himmel und Erde auf der schwanken Leiter faßt! Vergeblich strebte er, ihn zu überwinden; sein Vorhaben mußte heute aufgegeben sein. So schwer war Apollonius noch kein Weg geworden, als der die Turmtreppe von Sankt Georg herab. Was sollte werden! Wie sollte er sein Wort erfüllen, wenn ihn der Schwindel nicht verließ! Noch denselben Tag hatte er auf dem Nikolaiturme etwas nachzusehen. Hier mußte er mehr wagen als dort; die Glocken schlugen, als er am gefährlichsten stand, vom Schwindel fühlte er keine Spur. Freudig eilte er nach Sankt Georg zurück; aber hier zitterte wieder die Treppenleiter unter seinen Füßen, und wie er hinaussah, nickten die Berge wieder und schaukelte wieder der Turm. Er war schon auf den untersten Stufen der Treppe, als oben ein Stundenschlag begann. Die Töne dröhnten ihm durch Mark und Bein, er mußte sich am Geländer festhalten, bis das letzte Summen verklungen war. Er machte noch Versuch über Versuch; er bestieg alle Dächer und Türme mit seiner alten Sicherheit; nur zu Sankt Georg wohnte der Schwindel. Dort hatte er seine bösen Gedanken in die Arbeit hineingehämmert; er hatte damals schon gefühlt, er hämmere einen Zauber zurecht, ein kommend Unheil fertig. Tag und Nacht verfolgte ihn das Bild der Stelle, wo er die Bleiplatte einzusetzen und den Zierrat fest zu nageln vergessen. Die Lücke war wie ein böser Fleck, ein Fleck, wo eine Untat begonnen oder vollbracht ist, und kein Gras wächst, und kein Schatten wird; wie eine offene Wunde, die nicht heilt, bis sie gerächt ist; wie ein leeres Grab, das sich nicht schließt, ehe es seinen Bewohner aufgenommen hat. War nur die Lücke geschlossen, dann hatte der Zauber keine Macht mehr. Er konnte das einem Gesellen auftragen, aber der Gedanke, einen anderen seine verwahrloste Arbeit nachbessern zu lassen, trieb das Rot der Scham auf seine bleichen Wangen. Und die Bleiplatte, von einem anderen aufgenagelt, mußte wieder abfallen; die Lücke rief nach ihm, und nur er konnte sie schließen. Oder den Gesellen faßte das Verderben, das er dort eingehämmert, der Schwindel, der dort wohnte, und stürzte ihn herab. Seit das Weib des Bruders in seinen Armen gelegen, führte er ein Doppelleben. Er schaffte den Tag lang außen, nachts saß er in seinem Stübchen bei seinen Büchern auf; das spann sich alles mechanisch ab; er war trotz seines Kampfes nur mit halber Seele dabei; die andere Hälfte hatte ihr Leben für sich.

Immer schwebte sie mit den Dohlen um die Lücke an dem Turmdach und brütete, welches kommende Unheil es sei, das er fertig gehämmert jenen Morgen. Sie träumte den sündhaften Traum wieder durch. Sie kämpfte den schrecklichen Kampf mit dem Bruder wieder durch. War es des Bruders Sturz, was er gehämmert hat? Dann fällt ihm ein, ob's nicht möglich gewesen, den Wahnsinnigen zu retten. Dann suchte er ängstlich nach den Möglichkeiten, wo der Bruder zu retten gewesen, und schreckte doch zurück, dachte er, er könnte eine finden. So hatte ihn des Bruders Schuld aus seinen Fugen gezerrt. Aber auch in seinem Brüten zeigte sich noch der Gegensatz zu seines Bruders Natur. In jenem überwucherte der Selbstsucht, die schlimme Anlage; in Apollonius überspannte sich, was Gutes in ihm war, seine Gewissenhaftigkeit, Anhänglichkeit und sein Sauberkeitsbedürfnis. Er wälzte nicht seine Schuld ab von sich auf den Bruder; er hob mit liebender Hand die Schuld des Bruders herüber auf sich. Denn immer klarer wird es ihm, daß er den Bruder noch zuletzt vor dem Sturze retten konnte. Er hätte die Wege, die es gab, damals finden müssen, war sein Herz und Kopf nicht voll von den wilden verbotenen Wünschen; hätte er dem Wahnsinnigen nicht gezürnt, den er hätte bedauern sollen. Ja, er hatte dem Bruder das Unheil fertig gehämmert mit seinen bösen Gedanken. Ohne die Gedanken war er früher mit seiner Arbeit fertig und der Bruder fand ihn nicht mehr auf dem Turme; der Bruder kam zu spät und gewann Zeit, seinen Entschluß zu bereuen. Und war er noch oben, so war er der Stärkere, der Besonnenere, und mußte Mittel finden, das Unheil zu verhindern. Auch im äußeren Benehmen zeigte sich dieser Gegensatz mit dem Bruder. Wie dieser immer selbstsüchtiger, wilder und rücksichtsloser geworden war, machte Apollonius das Seelenleiden immer milder und stiller. Er verlor über dem eigenen Zustande nicht das Mitgefühl mit fremdem Leiden. Er bedauerte nicht sich. Dachte er an die Menschen, die ihm liebend nahe standen, so war sein Schmerz mehr ein Mitleid mit ihrem Mitleid. Selbst sein Sofa vergaß er nicht zu streicheln; er tat es, wie man einen Diener tröstet, der das Unglück seines Herrn als sein eigenes fühlt. Natürlich, daß auch ihn die Leute mit der Heirat neckten, die ihnen notwendig schien. Er mußte sich sagen, daß er dachte wie sie, und daß seine Wünsche keine unerlaubten mehr waren. Aber daß sie es einmal gewesen, warf seinen Schatten herüber auf das vorwurfsfreie Jetzt. Seine Liebe, ihr Besitz, schien ihm wie beschmutzt. Was Verstand und Liebe sagen mochten, er fühlte in der Heirat eine Schuld. Daher kam's, daß Christianens Nähe ihn nicht heiterer machte. Es gab Augenblicke, wo eine Verdüsterung ihm selbst wie eine Krankheit vorkam, und er hoffte, sie werde vorübergehen. Aber auch da trat er Christianen nicht näher, so sehr sein Herz ihn zog. Er blieb gegen sie wie damals, wo er den Knaben zwischen sie und sich gestellt hatte. Die kleinste Annäherung sah er nach seiner Weise für eine Bindung an, und dachte er sich die Heirat entschieden, so lastete wiederum das Gefühl von Schuld auf ihm. Er rückte den Gedanken daran in unbestimmte Zeit hinaus, dann fühlte er seinen Zustand erträglich. Er, der sonst ein unklares Verhältnis nicht ertragen konnte! Darin aber war er sich noch völlig gleich, daß er in seiner Vorstellung eine mögliche Schuld nur immer als die seine empfand. Sie blieb ihm unter allen Umständen heilig und rein.

Dem alten Herrn war in seinem äußeren Ehrbegriff ein Zusammenleben wie Apollonius' und Christianens ohne kirchliche Weihe ein schweres Ärgernis. Apollonius konnte ohne Schande nur unter dem Namen ihres Gatten der jungen, schönen Witib und ihrer Kinder Schützer und Erhalter sein. Nach seiner Weise sprach er ein Machtwort. Er bestimmte die Zeit aus eigenem Entschluß. Das unumgängliche Trauerhalbjahr war um; und in acht Tagen sollte die Verlobung, drei Wochen später die Hochzeit sein.

(Fortsetzung folgt.)

Plündern erlaubt!

Von Maurus Jokai.

Als König Ludwig der Große in Italien erschien, um an sündigen Menschen Rache zu üben, befand sich in seiner Begleitung auch ein ungarischer Held, namens Sylvester Dancs, der sich in der Schlacht mehrfach ausgezeichnet hatte, und dem für seine Tapferkeit das Kommando über eine ganze Brigade anvertraut war.

Während sich König Ludwig in Neapel befand, schickte der Wojewode Apor, der Unterfeldherr, Sylvester Dancs nach Canossa, um dort die Italiener im Zaume zu halten.

Der Heerführer stand dafür gut, daß nichts Übles geschah; seine Faust war hart beim Fassen des Schwertes, weich beim Händedruck; er fand für alles die richtige Art; in seinem Heer hielt er stramme Ordnung, von den Bewohnern ließ er niemandem etwas zuleide tun, und er machte sich in der eroberten Stadt in kurzer Zeit so beliebt, daß er dort wahrlich auch bei Nacht allein durch die Straßen gehen konnte; keiner hätte auch nur die Hand nach ihm ausgestreckt.

Dancs aber hatte einen noch im Jünglingsalter stehenden Sohn: er war kaum achtzehn Jahre alt, und er hatte auch nicht mehr als diesen einen und auch dieser hieß Sylvester; so hatten auch der Vater und der Großvater des Dancs geheißen; vielleicht war noch der allererste Dancsische Urahne unter König Stephan dem Heiligen auf diesen Namen getauft worden.

Der Heerführer hätte sich auch gar nicht vorstellen können, daß nicht auch die noch kommenden Enkelkinder seiner Enkel alle der Reihe nach diesen schönklingenden Taufnamen führen werden; er hatte den Sohn nur deshalb mit sich gebracht, damit er nicht unterdessen daheim verkümmere, sondern sich lieber unter den Augen des Vaters an das adelige Leben gewöhne, dessen Hauptschule der Krieg ist.

Während also Sylvester Dancs senior in Canossa das Kommando führte, wurde eines Morgens Sylvester Dancs junior auf der Straße, einen Dolch im Herzen, tot aufgefunden.

Wer hat das getan? Wo und wie ist das geschehen? Das war nicht zu ermitteln. Was hätte es auch genützt; der junge Mann wäre davon doch auch nicht mehr lebendig geworden.

Die Kunde von diesem frevelhaften Meuchelmord war auch zum König gedrungen, der sich damals in Neapel aufhielt, und gegen die Stadt, in der dieses treulose Attentat verübt worden war, in Zorn geratend, befahl er dem Heerführer Dancs, als Rache für seinen väterlichen Schmerz und als Strafe für diese hinterlistige Tat, der unter seinem Befehl stehenden Brigade in Canossa ein dreistündiges Plündern zu gestatten; das ganze Volk möge es zu fühlen bekommen, wenn es den Mörder nicht ausliefert.

Sylvester Dancs verstand den Befehl und er teilte ihn den Vorstehern der Stadt mit. Diese erschraken sehr. Sie sahen sich schon ihrer Kleider beraubt; ihre Kirchen erbrochen, ihre Töchter geschändet; denn auf drei Stunden eine Stadt diesem aus Asien gekommenen Heer zu überlassen, das so unwiderstehlich in der Schlacht ist, was konnte das anderes bedeuten?

Die Herren baten und flehten zu Dancs, sie versprachen ihm ein großes Lösegeld; alles vergebens, der Heerführer blieb unerbittlich; der König hatte es anempfohlen und dem Heere muß der Wille des Königs verlautbar werden.

Da kam eine schwarzverschleierte Frau in die Wohnung des Heerführers und wünschte mit ihm zu sprechen. Die Frau war schön, selbst als sie stumm vor ihm stand, noch schöner, als sie ihm weinend zu Füßen sank und ihn flehend bat, die Stadt zu begnadigen und einzig und allein nur sie zu strafen, denn sie sei schuld an dem Tode seines einzigen Sohnes.

„Ich die Gräfin Taormese", sprach die Dame, „die unglückliche Tochter einer unglücklichen sizilianischen Familie. An jenem Abend begegnete mir auf dem Korso dein Sohn, und er kam zu Fuß hinter meiner Kutsche bis zu unserem Palais; ich winkte ihm, sich zu entfernen, zitternd, daß ihn mein Mann sehen könnte, der eifersüchtig ist, wie jeder Italiener. Der Jüngling entfernte sich nicht; bis gegen Mitternacht vernahm ich das Klirren seiner Sporen unter meinem Fenster, wie er dort auf und ab ging, und ich schwöre bei der heiligen Jungfrau, daß ich nicht ein einziges Mal durchs Fenster geblickt habe. Einige Minuten vor Mitternacht war von der Straße ein lauter Aufschrei zu vernehmen: damals wurde er ermordet. Ich bin schuld an seinem Tode. Strafe mich dafür. Vielleicht hat ihn mein koketter Blick verführt; vielleicht hatte ich mein Gesicht nicht genügend unter meinem Schleier verdeckt, aus Eitelkeit, damit er mich schön finde; ich allein bin sein Mörder, strafe mich, und nicht die ganze Stadt an meiner statt."

Die Gräfin war ein Weib, sie konnte flehen, mit dem Munde schön reden, noch schöner mit den Augen; auch der Feldherr war nicht aus Stein; er war erst achtunddreißig Jahre alt, und dennoch entgegnete Heerführer Dancs der Flehenden, daß es hier keine Gnade gibt; dies ist nicht mehr seine Sache; er hat seinen Sohn, der so jung ermordet worden ist, beweint, dies ist sein Schmerz; aber der König will Rache üben für seinen Soldaten, der in der eroberten Stadt meuchlings ermordet wurde, und dies ist Sache des Königs, deshalb möge die gnädige Frau nach Hause gehen und ruhig abwarten, was morgen mit ihr geschehen wird.

Die Gräfin ging. Eine Stunde später kam ein zerzauster Herr zum Heerführer. „Herr, ich bin der Mörder deines Sohnes; ich bin Graf Taormese. Soeben war meine Frau bei dir, um sich für die Stadt aufzuopfern; ich will nicht hinter meinem Weibe zurückstehen. Ich liefere mich dir aus; töte mich, und erlasse der Stadt die schreckliche Strafe."

Sylvester Dancs antwortete dem Italiener:

„Höre Italiener: daß du meinen Sohn getötet hast, dafür werden wir morgen miteinander abrechnen; doch das, wozu euch der König verurteilt hat, kann ich euch für niemandes Tod erlassen. Gehe nach Hause und erwarte mich."

Ganz Canossa weinte diese Nacht; die Stadttore waren geschlossen; niemand durfte die Stadt verlassen; die Frauen und Mädchen waren ganz verzweifelt; die Vermögenden teilten ihre Schätze in zwei Teile, die eine Hälfte vergruben sie, die andere legten sich auf den Tisch, damit das beutegierige Kriegervolk alles bereit finde und nicht durch Suchen alles verwüste.

Um 6 Uhr früh versammelte Sylvester Dancs seine Truppen auf dem Hauptplatze und stellte sie in Schlachtordnung auf. Eine Deputation wollte noch mit ihm sprechen, mit dem Bischof der Stadt an der Spitze; sie wurde aber gar nicht vorgelassen.

Als die ungarischen Truppen in einem Karree aufgestellt waren, ritt Sylvester Dancs unter sie und sprach folgendermaßen:

„Ungarische Helden! Der König hat die Stadt Canossa, weil man hier einen sehr heldenhaften Krieger meuchlings ermordet hat, damit bestraft, daß er den hier befindlichen ungarischen Truppen erlaubt hat, in Canossa drei Stunden lang in sämtlichen Häusern zu plündern. Demzufolge gestatte ich euch heute bis zum Schlag der neunten Stunde in der Stadt Canossa alles, was euern Augen und Herzen gefällt, frei an euch zu nehmen, und dazu wird auch im Namen des Königs Recht gewährt ... Aber", sprach Heerführer Dancs weiter, „ich sage euch in meinem Namen, daß dies ein ehrlicher Mensch nicht tut, selbst wenn es erlaubt ist ... Wer von der Erlaubnis Gebrauch machen will, kann gehen."

Nicht ein einziger rührte sich aus dem Karree.

Die Uhr schlug die siebente, die achte und auch die neunte Stunde; und in der Stadt Canossa ging nicht in einem einzigen Hause auch nur eine Stecknadel verloren, noch wurde das Haar einer einzigen unschuldigen Frau gekrümmt.

Die ungarischen Krieger blieben auf dem Hauptplatze auf ihren Pferden in Reih und Glied bis zum letzten Glockenschlag, denn der Heerführer Dancs hat gesagt: daß das Plündern wohl erlaubt sei, daß es sich aber für einen ehrlichen Mann nicht geziemt.

Nachdem die furchtbaren drei Stunden vorüber waren und sich alle Straßen mit frohlockendem Volk füllten, das die heimkehrenden ungarischen Soldaten mit Blumen und Rosen überschüttete, und sie mit Gewalt in die Häuser schleppte, deretwegen sie noch vor einer Stunde so besorgt waren, suchte Heerführer Dancs allein das Palais Taormese auf.

„Nun, Italiener," sprach er zum Grafen, „die Angelegenheit des Königs habe ich mit der Stadt erledigt, erledigen wir nun auch meine Angelegenheit mit dir."

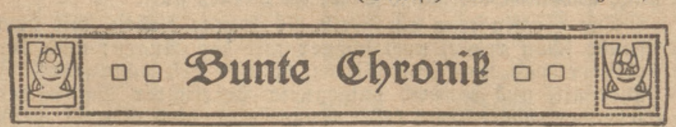
Dort im Waffensaal des Palais Taormese erledigten sie auch gleich ihre Sache; der Graf wehrte sich schlecht wie ein Schuldiger.

Sylvester Dancs steckte sein Schwert in die Scheide, suchte dann die trauernde Gräfin auf und sprach zu ihr mit gerader Offenheit:

„Ja, liebe schöne Frau, das Unglück ist geschehen; ich habe keinen Sohn, du hast keinen Mann. Nicht ich bin schuld daran, sondern du. Ich gebe dir einen Gemahl, du aber wirst mir — einen Sohn schenken, und wir werden beide getröstet sein."

Die Chronik erzählt noch, daß die schöne Italienerin die Idee des Heerführers Dancs nicht einmal so schlecht fand, wie man zu vermuten vielleicht versucht wäre. Sylvester Dancs war damals, wie wir sagten, noch ein im besten Alter stehender Mann, und auch sein edler Ruf zählte etwas.

(Deutsch von M. Mezei.)



*** Seltsame Fügung des Zufalls, oder, wie jemand einen Haupttreffer in der Staatslotterie machte, ohne ein Los zu besitzen.** Vor einiger Zeit kam nach der 1. Klasse der zuletzt abgespielten Preußisch-Süddeutschen Klassenlotterie in eine Staatliche Lotterie-Einnahme ein altes Mütterchen und erkundigte sich, ob seine Nummer gewonnen hätte. Auf die Frage nach dem Los erklärte die Alte treuherzig: „Ein Los besitze ich nicht, dafür habe ich kein Geld, aber ich habe die Nummer geträumt." Unbeirrt machte das Mütterchen zu jeder folgenden Klasse den Weg zur Lotterieeinnahme, um „das große Los", mit dem es bestimmt rechnete, in Empfang zu nehmen. Da 6/8-Abschnitte der Nummer noch frei waren, kamen die Angestellten der Lotterieeinnahme mehr aus Scherz auf den Gedanken, das halbe Los zur Schlußklasse zu kaufen. Wer kann aber den Jubel schildern, als auf die Nummer ein Hunderttausender fiel! Die drei glücklichen Gewinner beschlossen, den Gewinn mit dem hoffnungsfrohen Mütterchen zu teilen, das richtig auch nach Beendigung der Schlußklasse wieder erschien und nach der frohen Mitteilung seinen Gewinnanteil von 10 000 Goldmark in größter Seelenruhe mit den überzeugenden Worten in Empfang nahm: „Das habe ich gewußt, denn ich habe es ja geträumt." Zu der bevorstehenden Jubiläumslotterie 24. (250.) Preußisch-Süddeutschen Klassenlotterie will das Mütterchen nun einen Versuch mit einem wirklichen Los machen.

*

*** Bolschewisten-Diner.** Der „Vorwärts" veröffentlicht (von einem, der dabei war) die Schilderung eines Bolschewisten-Diners, das auf der Kölner Herbstmesse den Bourgeois-Käufern von den Sowjet-Behörden gegeben wurde: „Eine herrliche Tafel ist errichtet ... Da nahen schon die Kellner mit mächtigen Flaschenbatterien: „Ein russischer Wodka gefällig?" „Oder ein Sherry?" Es leuchtet farbig in den Gläsern, die ersten Schlucke reizen den Appetit. Nun rücken breite Tanks von russischen Vorspeisen heran. Milde Kaviarbrödchen, rosafarbene Käseschnittchen, Sardinen, Sardellen, Zungen und Salamis umzingeln den in grünen Schluchten gebetteten Heringssalat. Ein wundervoller Mosel perlt in den Römern. „Donnerwetter!" „Prosit!" Harmonische Tischgespräche über Lenin, über die russischen Bauern — sie würzen das Mahl, sie vollziehen sich mit einer Manierlichkeit, die mehr ist als bloße Regie ... Katz, Hollein, Koenen, Scholem, Bucharin, Sinowjew! Ich denunziere! ... Es heben sich die Gläser, Hochs und Händeklatschen. Und der Rehrücken à la Orloff wird aufgetragen. Er zergeht auf der Zunge. Die braunen Bällchen, die das byzantinische und genußgierige Bürgertum Prinzeß-Kartöffelchen nennt, die grünen Gemüse, die spritzenden Saucen! Ein neuer Wein kommt, ein wundersamer Rauenthaler 1921. Die russischen Gastgeber stecken die Nasen schnuppernd ins Glas und tun gleich ihren Gästen manch guten Zug. Man wird fröhlich, es kommt Allasch, es kommt Kümmel. Und dann erscheint eine gemischte Speise, in der sich alle Früchte des Orients vermählten. Zigarren mit breiten Bauchbinden, und ein türkischer Mokka beenden das Mahl im fröhlichen Tempo. Ein letztes Abschiedswort, ein letzter Gläserklang, man erhebt sich dampfend und dankbar." — „Es war nicht gerade proletarisch, aber es war reizend", schließt der „Vorwärts"-Berichterstatter und ist empört.

*

*** Die Stimme seines Herrn.** Dieser Tage starb in London Francis Barraud, der Maler, der durch das bekannte Grammophonbild „Die Stimme seines Herrn" zu Weltruf gelangt ist. Barraud malte das Bild, das man seit langem auf allen Ankündigungen einer großen Grammophongesellschaft als Fabrikmarke sieht, vor 23 Jahren. Es war ursprünglich für die Ausstellung der Londoner Royal Academy bestimmt, war aber von der Jury zurückgewiesen worden. Zufällig sah es der Direktor einer Grammophongesellschaft, der von der Idee und der Ausführung so begeistert war, daß er von dem Maler das Bild und das Recht der Vervielfältigung für den Preis von 100 Pfund Sterling erwarb. Er hatte keinen schlechten Griff getan, denn das originelle Bild erregte bald als Fabrikmarke der Gesellschaft in der ganzen Welt Aufsehen und erfüllte seinen Reklamezweck in geradezu ungeahnter Weise. Infolge dieses großen Erfolges erklärte sich die Gesellschaft auch 20 Jahre nach dem Ankauf des Bildes freiwillig bereit, dem Künstler eine lebenslängliche Jahresrente von 250 Pfund Sterling zu zahlen. Der Hund, der Barraud als Modell gedient hatte, hörte im Leben auf den Namen Nipper und war Eigentum des Bruders des Malers. Der Hund war ein begeisterter Verehrer des Grammophons und saß am allerliebsten vor dem Trichter des Apparats, um die Töne aus erster Hand zu erhalten. Diese seltsame Vorliebe des Hundes hatte Barraud den Gedanken für das Bild eingegeben.

*

*** Eine böse Prophezeiung für das Jahr 1926.** Der Vorsteher der Washingtoner Wetterwarte, Browne, erklärt, daß nach seinen Berechnungen das Jahr 1926 ein solches ohne Sommer sein werde, und er stützt sich dabei auf die Beobachtungen der Sonnenflecken, deren Zunahme ein Sinken der Erdtemperatur verursachen werde. Der strenge Winter von 1923 auf 1924 soll ein Vorbote sein für ein noch kälteres Jahr 1925 und das vorausgesagte Katastrophenjahr 1926. Nun, wir wollen abwarten!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.